

Peter Sartorius:

Gedankenakrobatik auf der Flüster-Olympiade

In Siegen: Wippen, Nicken und ein verzweifelter Blick nach oben

Red. — Das nachfolgende Essay — Mitte September für die „Stuttgarter Zeitung“ geschrieben — hat zwar bis zum Erscheinen dieses Heftes seine Aktualität verloren, doch spiegelt es die Atmosphäre in der Siegerlandhalle so trefflich wider, dass wir den Beitrag von Peter Sartorius unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.

Der neunzehnte Weltkrieg der Holzfiguren ist in vollem Gange. Rund 2000 Schlachten sind bereits geschlagen. Die Kriegsberichte, welche die Druckmaschine in einem Nebenraum der Siegerlandhalle in Siegen Tag für Tag ausspuckt, lesen sich zwar wie Rechentabellen aus der Logarithmentafel oder verschlüsselte Nachrichten aus den Geheimdienst zentralen, für den Kundigen indes verbergen sich hinter den Zahlen- und Ziffernkolonnen Dramen und Tragödien, Kesselschlachten und Grabenkämpfe, Friedensangebote und Verzweiflungstaten. Der Krieg findet im Saale an 120 Tischen statt. Wo sonst Willy Millowitsch oder die Oberkrainer Musikanten für Kurzweil nach Feierabend sorgen, entwerfen seit zwei Wochen und noch bis Samstag nächster Woche drei Hundertschaften der weitbesten Schachspieler unblutige Schlachtenbilder, wiewohl sie auf den Brettern, die ihnen die Welt bedeuten, gelegentlich schreckliche Gemetzel anrichten. Aber nirgendwo ist ein Laut der Klage, nirgendwo sind Siegesfanfaren zu hören. Der Krieg vollzieht sich in aller Stille, und selbst der König fügt sich klaglos in sein Schicksal, wenn er gestürzt wird. Von den Bauern ganz zu schweigen, die hölzern ins Verderben schreiten. In der Stadt Siegen ist die Schach-Mannschaftsweltmeisterschaft mit ihrem offiziellen Titel „XIX. Schacholympiade“ in ihr entscheidendes Stadium getreten.

Ihren klangvollen Titeln nach spielen und denken alle Teilnehmer meisterlich, 35 sogar großmeisterlich und drei weltmeisterlich. Darüber hinaus denkt Bobby Fischer, er sei der Größte. Dies und seine Nationalität als Amerikaner verbinden ihn mit Cassius Clay. Und wie dieser wartet er auf die Chance, es dem Weltmeister einmal gründlich zeigen zu können. Das Duell mit dem amtierenden Champion Boris Spassky steht noch aus. Es findet erst am Ende der Weltmeisterschaft statt, sofern bis dahin Fischer noch nicht abgereist ist. Auf dem internationalen Schachbrett ist der 28jährige eine schillernde Figur. Wenn ihm etwas nicht passt, passt er. Sollte Fischer vielleicht bereits beim Kofferpacken sein? Argwohn kommt auf, als eine Viertelstunde nach dem offiziellen Spielbeginn an Bobby Fischers Brett nur sein rumänischer Kontrahent sitzt und langsam nervös wird, wiewohl ihm die Abwesenheit des Amerikaners nur zum Vorteil gereichen kann. Denn die Uhr läuft unerbittlich, und auch der Amerikaner hat nur zweieinhalb Stunden Überlegungsfrist für die ersten vierzig Züge. Endlich taucht Fischer auf, wiegenden Schrittes und finsternen Blickes. Bobby geht das Denkproblem mit vier Flaschen Apfelsaft und einem Wurstbrot an. So nebenbei rückt er dann den Springer vor die Bauernfront. Dann verschwindet er wieder eine Zeitlang, nicht ohne die Zuschauer grimmig zu mustern. Niemand würde sich wundern, wenn er zwei silberbeschlagene Colts ziehen würde, auf dass ihm niemand zu nahe komme. Immerhin hat man seinen Tisch bereits einen Meter weiter von der Zuschauerbarriere abgerückt als die Tische der anderen Geistessportler. Ursprünglich hatte der geniale Querkopf sogar acht Meter Distanz gefordert, was ihm aber abgeschlagen wurde.

Am trefflichsten löste der Russe Kortschnoi] das Zuschauerproblem. Er verschlief, und als er schließlich kam, war seine Uhr bereits abgelaufen. Aber an dem Minuspunkt tragen die Russen nicht allzu schwer. Am Schluss, wenn alle 2500 Partien durchgespielt und auf einer Million Papierbögen für die Schachnachwelt festgehalten sind, wird die sowjetische Genossenschaft der Groß- und Weltmeister wieder vorn liegen, vermutet man. Einer der Garanten für das Siegen in Siegen ist der junge Weltmeister Boris Spassky. Wenn er zu seinem Platz schreitet, bietet er ein so eindrucksvolles Bild der Kontemplation, dass ihn hierin selbst der frömmste Jesuitenpater bei seinen Exerzitien nicht zu übertreffen vermöchte. Doch die Verinnerlichung weicht rasch praktischem Handeln, wenn er seine Sitzgelegenheit mit der Sorgfalt eines übereifrigen TÜV-Mannes einer Inspektion dahingehend unterzieht, ob sie auch einem Wippen auf den hinteren Stuhlbeinen standhalten werde. Denn durch besagtes Wippen pflegt Spassky seine Gehirntätigkeit zu forcieren. Dass Bewegung dem Geist nur förderlich sein kann, erkannte auch sein weltmeisterlicher Vorgänger Petrosjan, aber dessen

Bewegungstherapie beschränkt sich auf ein rhythmisches Kopfnicken, was dem gutmütigen älteren Herrn mit den Samtaugen einen gleichzeitigen Ausdruck der Güte und der Allwissenheit verleiht. Die bundesdeutschen Schachstrategen Unzicker, Darga, Mohrlok und Schmid hingegen halten es mit mehr konventionellen Ausdrucksmitteln intensiver Geistestätigkeit. Sie runzeln in geradezu klassischer Weise die Stirn, stützen den von der Last der Gedanken schwer gewordenen Kopf in ihren Händen und werfen in Augenblicken höchster Not verzweifelte Blicke in Richtung Saaldecke, hoffend, dass von dort oder von noch höher als bald die Erleuchtung komme.

Des Beistands der dichten Menschengruppen jenseits der Barriere müssen sie entraten, denn die Zuschauer bilden eine schweigende Mehrheit auf der Flüster-Olympiade. Selbst das Drängeln vollzieht sich in stilvoller und vornehmer Schweigsamkeit. Und findet man, nachdem man jemandem auf die Füße getreten ist, ein Wort der Entschuldigung, so ist man als Schwätzer entlarvt. Minuten-, oft viertelstundenlang harrt man des großen, eines Meisters würdigen Zuges. Darauf, dass sich das Wippen, das Nicken und die Blicke nach oben in Aktion auf dem Schachbrett umsetzen. Darauf, dass die Genieblitze sich in einem Donnerwetter auf die gegnerischen Figuren entladen. Die Hand des Meisters fährt tastend über die Felder und hält beim Läufer inne. Ein Zuschauer flüstert dem anderen ins Ohr, das habe er sich gleich gedacht, es sei ja auch der einzig mögliche Zug. Er hätte besser geschwiegen, denn die Hand fährt weiter bis an die linke, äußerste Brettkante, und entschlossen rückt sie einen klar im Abseits stehenden Bauern ein Feld vor. Die verschlungenen Wege der strategischen Überlegungen der Schachgrößen sind für den Schachnaiven kaum begehbar.

In dieser Erkenntnis und müde vom langen Schweigen wendet er sich ab, um im Demonstrationsraum, wo die wichtigsten Partien simultan übertragen werden, den Fachdialog und die Exegese zu suchen. Doch plötzlich eröffnet sich ihm die Möglichkeit, sich selbst als ein Schachgenie ins rechte Licht zu setzen, denn die Züge der Meister kommen hier, ein Stockwerk über dem Tatort, trotz massiven technischen Einsatzes von Funksprechgeräten und Bildwerfern erst mit Verspätung an. Während im Demonstrationsraum also noch der Läufervorstoß erwartet wird, wirft der Augenzeuge von unten leichthin in die Debatte, das sei anfängerhaft, kurzsichtig, unüberlegt. Es gebe doch nur einen gescheiten Zug, den des linken Bauern. Er wartet dann noch einen Augenblick, den Triumph auskostend, um dann aber schleunigst den Standort zu wechseln, der bohrenden Frage entgehend, was das Manöver denn eigentlich solle.

Unten im Saal ist mittlerweile die Möglichkeit vertan, sich an die Tische der Großmeister vorzukämpfen. Also behilft man sich mit den Kleinmeistern am Rande der Arena. Da sitzen sich beispielsweise die Herren von der Insel Guernsey und von den Färöer Inseln gegenüber und gehen mit der Entschlossenheit erfahrener Heringsfischer zu Werke, so als gelte es, sich umgehend nach dem Matt wieder mit Matjes zu befassen. In der Erkenntnis, dass in seinem Falle der Angriff wohl doch nicht die beste Verteidigung sei, nimmt Schachmeister Laine von Guernsey seinen rechten Turm zurück. Er türmt gewissermaßen. Ein paar Tische weiter sitzt der jüngste Teilnehmer der Schacholympiade, der elfjährige Andy Sherman, einem Hongkong-Vertreter gegenüber, der gut und gern sein Großvater sein könnte.

Aber das Alter kennt in diesem Falle der Jugend gegenüber keine Nachsicht und die Jugend gegen das Alter keine Rücksicht. Andy, der Heintje des Schachspiels, versucht seinen Gegner zu verwirren, indem er seinen Kaugummi zu langen Fäden zieht, was indes nichts hilft, denn Mr. Krouk von Hongkong setzt seinen Springer hinter Andys Abwehrlinien, so dass aus dem Springer bald ein trojanisches Pferd wird. Immerhin kämpft der Bub aufopfernd, bis auch sein letzter Bauer dahin gern entzweit ist und der König in seiner ganzen hölzernen Nacktheit allein dasteht.

Auch an den anderen Tischen ist mittlerweile die Schlacht geschlagen. Der Saal leert sich von den Zuschauern, die mancherlei den Schacholympioniken abgesehen zu haben glauben und sich vornehmen, beim nächsten Spiel im Familienkreise mit dem Stuhl zu wippen und dem Kopf zu nicken. Auf dass auch ihnen die Erleuchtung komme. Dann aber vergisst man halt doch wieder, die Dame gebührend abzusichern. Man müsste eben viel mehr Züge und Gegenzüge kennen. Insofern könnte der unbekannte Bahnbeamte auf dem Siegerner Bahnhof mit den Herren Spassky, Petrosjan, Unzicker, Mohrlok, Darga und Fischer in edlen Wettstreit treten — denn er hat, so scheint es wenigstens, alle Züge von Garmisch bis nach Kiel im Kopf.